



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## W o c h e n b e r i c h t.

**Konstantinopel**, den 6. Febr. 1854. — Im Krieg an der Donau wendet sich das Hauptinteresse in diesem Augenblicke nach Kalafat. Allem Anscheine nach bereiten sich dort Ereignisse vor, die auf den Fortgang der Operationen von der allerentscheidendsten Wichtigkeit werden können. Man weiß bereits, daß in der Mitte v. M. Fürst Gortschakoff nebst Generalstab aus Bukarest nach der kleinen Walachei aufbrach; gleichzeitig wurden bedeutende Truppenmassen, zur Verstärkung des D'Alrepp'schen Corps, nach derselben Gegend hin in Bewegung gesetzt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß vor etwa acht Tagen gegen 40,000 Mann der russischen Armee bei Krajowa vereinigt waren, was dem Höchstcommandirenden als ausreichend erscheinen dürfte, einen entscheidenden Schlag gegen die verschanzten Linien von Kalafat zu führen. — Man hört hier vielfach fragen: warum Omer Pascha unter solchen Umständen die Truppen seines linken Flügels bei Widdin und Kalafat nicht massenhaft verstärkte? Insofern hiermit ein Vorwurf verbunden wird, erhebt man denselben ungerechterweise. Wie bedeutend die Streitkräfte auch immerhin sind, über welche der osmanische Generalissimus zu verfügen hat, so sind sie dennoch begrenzt und es besteht eine gewisse Proportion zwischen ihnen und der durch sie zu lösenden Aufgabe, welche in diesem Augenblicke und so lange nicht eine directe Einnischung der Seemächte dem Kampfe andere Dimensionen gegeben hat, darin besteht, der russischen Armee den Donauübergang zu wehren. Der Verlust von Kalafat in Folge eines feindlichen Angriffs mit Uebermacht würde in seinen Konsequenzen durchaus nicht den entscheidenden Folgen eines Donauüberganges gleichkommen, der, wie ich in meinem Briefe vom 2. Febr. Ihnen entwickelte, auf der untersten Stromstrecke und insbesondere zwischen Matschin und Tuldscha am ehesten zu gewärtigen ist. Gelänge es dem Fürsten Gortschakoff, einen ansehnlichen Theil des osmanischen Heeres durch seine Bewegung auf Kalafat nach dieser Richtung zu verlocken, so wäre dadurch den Operationen des General Lüders bedeutend vorgearbeitet und derselbe würde bei Ueberschreitung des Stromes, und namentlich nach derselben, nicht die Schwierigkeiten finden, die ihm so lange entgegengestellt bleiben werden, als der rechte türkische Flügel ungeschwächt ist.

Der Kampf um Kalafat kann aber noch einen anderen als den eben vorausgesetzten Ausgang nehmen, die Russen können mit ihrem Angriff, ungeachtet doppelt bis dreifach überlegener Kräfte, scheitern und nachträglich geschlagen werden. Wenn man das, was sich seither ereignete, in Betracht zieht, so ist solches nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich. Geschieht es aber und erleiden die Russen eine empfindliche Schlappe, dergestalt, daß sie die kleine Walachei räumen müssen, so dürfte fortan ihre Stellung in der großen gleichzeitig bedroht, an einen Donauübergang vor der Hand nicht mehr zu denken und die Behauptung der Fürstenthümer sehr schwierig sein. Insbesondere würde der Bauernaufstand schnell in hellen Flammen auflodern, was nicht unwichtig ist, weil die russische Armee, bei der Unmöglichkeit, die Donau als Verpflegungslinie zu benutzen, in Hinsicht auf ihren Unterhalt auf die Vorräthe des platten Landes angewiesen ist. Sodann würde Serbien, welches heute noch schwankt, wiewol seine Regierung sich sichtbar bereits der osmanischen Seite zuneigt, keinen Augenblick länger zaudern, sich definitiv auf dieselbe zu stellen.

Die Nachrichten aus Anadoli sind ohne großes Gewicht. Sie werden sich erinnern, daß die Russen am 6. Januar c. einen Angriff gegen das Fort Tschekatil, und zwar von der See her, mit fünf Kriegsdampfern machten. Derselbe gelang nicht und hat das einzige Resultat gehabt, daß eins der russischen Fahrzeuge einige Duzend türkische Kugeln in den Rumpf bekam. Dagegen rückten die Russen am 13. v. M. zu Lande gegen das erwähnte Fort in einer Stärke von beiläufig 4000 Mann vor. Der Commandant, Ismaël Bey, ein Mann, den ich zufällig persönlich kenne, ging ihnen mit mehr als zwei Drittheilen der Besatzung entgegen und lieferte ihnen unter den Kanonen der Befestigung, die ihm secundirten, ein Treffen, welches mehre Stunden dauerte und mit der Flucht der Russen endete.

Aus Persien empfang die Pforte Nachrichten, die bis zu Anfang v. M. gehen. Sie lauten für die türkische Sache günstig. Der Kriegsminister des Schah, Emir Nisam-Affis, war mit 8000 Mann in Tebris angekommen. Seine Sendung scheint keinen unmittelbaren Bezug auf den russisch-türkischen Krieg zu haben, sondern vielmehr ihm lediglich die Aufgabe gestellt zu sein, dem Räuberunwesen in der Provinz Aserbeidschan zu steuern. Dem Gerüchte nach hatte Emir Affis eine Zusammenkunft mit dem russischen Fürsten und außerordentlichem Gesandten Dolgorucki, der seinerseits von mehren Offizieren, unter welchen ein General Buceff, begleitet war. Infolge dieser Unterredung, heißt es weiter, sei die russische Gesandtschaft umgekehrt. Man setzt noch hinzu, daß es zwischen dem Emir und dem Fürsten zum Streit gekommen sei und man den Bruch zwischen Rußland und Persien als definitiv anzusehen habe.

Interessanter sind die Nachrichten, welche das jüngst erschienene Journal de Constantinople aus einem Bagdader Briefe vom 11. Januar mittheilt. Demzufolge wären die Russen in Khiva eingerückt. Ich muß es Ihren Lesern überlassen, welches Maß von Glaubwürdigkeit sie der Notiz beimessen wollen.

Die Vergnügungen des Carnevals dauern hier so glänzend fort, wie sie begonnen. Heute Abend tanzt man beim k. k. Internuntius Herrn v. Bruck.

**Aus England.** — Man trifft die ausgedehntesten Vorbereitungen, um den Krieg im Frühjahr sogleich mit einem kräftigen Schlage beginnen zu können. Die unter Admiral Corrys Befehl stehende Kanalslotte, die in den nächsten Tagen von Lissabon erwartet wird, ist bestimmt, den Kern einer Seemacht zu bilden, die mit Aufgehen des Eises in der Ostsee operiren soll. Sie wird aus nicht weniger als 19 Linienschiffen mit 1623 Kanonen, und 17 Fregatten und Sloops von 6—30 Kanonen bestehen und von dem Admiral Lord Dundonald, als Seeheld berühmt unter dem Namen Lord Cochrane, und trotz seines hohen Alters noch von fast jugendlicher Rüstigkeit und Energie, und unter ihm von Sir Ch. Napier („dem sechtenden Karlchen“ der englischen Matrosen) und Rearadmiral Ghads commandirt werden. Letzterer ist derselbe ausgezeichnete Offizier, der als Capitän Ghads vom Excellent die englische Schiffsartillerie auf ihren gegenwärtigen hohen Standpunkt der Ausbildung gebracht hat. Unter dem Generalstab der Flotte bemerkt man eine neue Charge: einen Oberaufseher der Dampfmaschinen, ein Anzeichen, welch wichtige Rolle der Dampfkraft in der neuern Seetaktik zugewiesen ist. Eins der kleineren Dampfschiffe ist bereits mit einer Anzahl Obersteuerleuten der Flotte nach der Ostsee abgegangen, um das Gebiet ihrer zukünftigen Operationen zu

beschäftigen. Anfangs fürchtete man, es werde Mangel an Mannschaften eintreten, aber seitdem das Land steht, wie man Ernst mit dem Kriege macht, stellen sich Freiwillige in Uebersahl. Die Küstenbewachung, aus welcher die Bemannung dieser gewaltigen Flotte completirt wird, besteht aus gedienten Seeleuten, die militärisch organisiert sind und während des Friedens in beständiger Uebung erhalten werden. An ihrer Stelle zur Küstenverteidigung treten nun sogenannte Küstenfreiwillige, die nur zum Schutz des heimischen Herdes verwendet werden, und mit deren Anwerbung man bereits in den Häfen der südlichen Küste des Landes begonnen hat. Was das Landheer betrifft, so sind in alle Theile des Landes Werbecommandos abgegangen, um die nur 800 Mann zählenden Regimenter auf 1600 zu erhöhen, eine combinirte Gardebrigade von 3000 Mann ist in der Bildung begriffen, obgleich diese Elite der Truppen nur in äußerst seltenen Fällen zum Dienste im Ausland verwendet wird — sie nahm z. B. während der ganzen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts nur an dem letzten Feldzug von 1815 theil — und 12 Regimenter Linientruppen haben Befehl, sich zum Einschiffen bereit zu halten. Bei Chobham wird, so wie es die Jahreszeit erlaubt, ein Lager von 30,000 Milizen zusammengezogen. Von dem Generalstab ist General Sir G. Burgoyne in Begleitung des französischen Obersten Ardent mit dem Caradoc nach Konstantinopel abgegangen.

Aus den neu veröffentlichten Depeschen geht unter andern hervor daß Lord Palmerstons Austritt und Wiedereintritt in das Ministerium nicht den Beschluß zu Wege gebracht haben kann, activ zu interveniren. Lord Palmerston trat am 16. December aus, und am 17. ging eine Depesche an Lord Stratford ab, in welcher in Bezug auf seine Meldung von dem Unglück von Sinope ihm geschrieben wird, neue Instructionen seien nicht nöthig, da er vorher Befehl habe, Sorge zu tragen, daß das türkische Gebiet vor russischen Angriffen geschützt bleibe. Man hatte dazu die Anwesenheit der Flotte in den Dardanellen für genügend gehalten, da Rußland wiederholt die Versicherung gegeben, nur Angriffsbewegungen der Türken zurückzuweisen, ein Versprechen, das Nesselrode auf des englischen Gesandten Beschwerde über das Blutbad von Sinope dahin deutete, daß der Kaiser nur an der Donau, nicht aber auf dem schwarzen Meere sich passiv zu halten verpflichtet habe. Am 17., an dem Tage nach Lord Palmerstons Austritt, erhielt Lord Clarendon eine Depesche aus Paris, mit dem Antrag der kaiserlichen Regierung, den dem türkischen Gebiet zu gewährenden Schutz auch auf die türkische Flagge auszudehnen, ein Verlangen, auf welches das englische Cabinet sofort einging, und dies am 24. nach Paris meldete, während schon am 20. Lord Stratford darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Politik der französischen und englischen Regierung erfordere, daß die vereinigte Flotte das schwarze Meer vollständig beherrsche, und daß russische Kriegsschiffe nach Sebastopol zurückgewiesen werden müßten. Erst am 26. trat Lord Palmerston wieder ein, so daß also die sogenannte „energische Schwenkung“ grade zu einer Zeit stattfand, wo er gar nicht an den Cabinetsberathungen theilnahm. Aus den Mittheilungen an den Gesandten in Petersburg, Sir. S. Seymour, ist noch hervorzuheben, daß das englische Cabinet die Schlacht von Sinope nicht bloß als einen Schlag gegen die Türkei, sondern auch als eine vorbedachte Beleidigung der Westmächte auffaßte, und daß deshalb die Sprache der Depeschen sehr entschieden lautet. Unter andern wird Sir S. Seymour instruirte, Nesselrode aufmerksam zu machen, daß seine Depeschen mit mehr

Nachdruck die gegen die russischen Kriegsschiffe beabsichtigten Zwangsmaßregeln, als das Versprechen der Türken hervorheben, sich während der Occupation des schwarzen Meeres der Angriffsbewegungen auf demselben zu enthalten, und daß der Verkehr der türkischen Schiffe zwischen den asiatischen und europäischen Besitzungen des Sultans unbehindert bleibe, während die russischen Schiffe nach Sebastopol gewiesen werden würden. Eine neue Anfrage in London und Paris, was mit dieser Maßregel gemeint sei, war also ganz überflüssig. Sehr bemerkenswerth ist endlich eine Stelle in Lord Clarendons Depesche v. 24. Dec. an Lord Cowley, weil sie über die Tragweite der Politik der vermittelnden Mächte klaren Aufschluß gibt. „Die englische Regierung verhehlt sich nicht, daß die eingeschlagene Bahn England und Frankreich mit Rußland in Krieg verwickeln kann, und hält es der Ehre und Würde der beiden Mächte für angemessen, darauf zu achten, daß der Friede Europas nicht abhängig sei von dem Nationalgeist der Türken, der, so bewundernswerth an sich, und so nützlich er gegen den Feind ist, sich dennoch ganz der Controle der türkischen Regierung entzieht. Die englischen und französischen Gesandten sind daher instruiert, zu verlangen, im Fall der Wiener Entwurf in Petersburg keine Annahme findet, daß die Bedingungen, unter welchen ein Friede zwischen Rußland und der Türkei unterhandelt werden soll, der Entscheidung Englands und Frankreichs überlassen bleiben, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nichts vorschlagen soll (oder sollen?), wogegen sie schon amtliche Einwendung erhoben hat.“ Die französische Regierung stimmt diesem Vorschlag bei.

**Brüssel**, im Februar. — Die öffentliche Meinung steht hier wie überall in dem gebildeten Europa auf der Seite des türkischen Rechts gegen die russische Gewaltthat. Nur das Zusammenhalten der Großmächte kann der Türkei zu ihrem Recht verhelfen und Rußlands Vorwärtsdringen verhindern. Von den deutschen Cabineten erwartet man im besten Fall eine ehrliche Neutralität, obgleich Preußens Auftreten seit einiger Zeit Anerkennung findet. Die englisch-französische Allianz wird von den schärfer sehenden Politikern als das unter den gegenwärtigen Umständen einzige Mittel zur Lösung der Wirrnis, sei es auf dem blutigen Waffenwege, erkannt. Es ist mit Genugthuung bemerkt worden, wie die antibonapartistische deutsche Presse angesichts der großen, vom Norden her drohenden Gefahr einmüthig und entschieden den gerechten Widerwillen gegen das französische Regiment und dessen Ursprung der Ueberzeugung untergeordnet hat, daß den russischen unerträglichen Präensionen, deren Gelingen die civilisirte Welt mediatisiren würde, gemeinschaftlich gewehrt werden muß. Man hat hier, wie Sie sich denken können, keine Sympathien für das Pariser Polizeisystem. Aber umsomehr ist die offene Theilnahme, welche in Wort und Schrift der englisch-französischen Campagne gewährt wird, berechtigt. Wir gehen nicht mit Frankreich, weil wir für Louis Napoleon schwärmen; wir gehen mit Frankreich, obgleich es von Louis Napoleon beherrscht wird. Wir haben unsern unabhängigen Sinn und unsere gute Ueberzeugung dem Bonapartismus nicht preisgegeben. Aber wir wollen nichts von Rußland wissen und lassen daher auch das im übrigen verhasste Franzosenthum gewähren. Louis Napoleons augenblickliches Interesse verlangt die Bekämpfung Rußlands und seiner zahllosen Helfershelfer: dies Interesse kommt uns zu statten und eine halbwegs gesunde Politik wird dasselbe fördern helfen.

Gleichviel daher, ob sie in Paris über Belgien und belgische Verhältnisse die

Wahrheit sagen oder die wohlbekannte Gäsena-Cassagnaische Sprache führen. Der Prinz Napoleon Bonaparte ist hier am Hofe mit etwas zurückhaltender Freundlichkeit, aber mit Freundlichkeit, im Volke schlecht empfangen worden. Wer das Gegentheil behauptet, wiederholt gedankenlos oder absichtlich eine officiöse Reclame. Der ganze Besuch bot mehr als eine interessante Seite dar. Die bonapartistischen Pariser Agenten, welche den König Leopold eine geraume Zeit grün in grün gefärbt und fusionistisch-russisch geschildert hatten, waren durch den Besuch nicht wenig verblüfft. Sie halfen sich damit, daß sie den König, dessen constitutioneller Sinn ihnen ein Dorn im Auge, als bekehrt und umgewandelt in Gnaden wiederaufnahmen. — In Brüssel wußte jedermann, daß der Besuch die deutschen Großmächte über die französischen Absichten auf Belgien beruhigen sollte. Man versichert sogar, England namentlich habe aus diesem Grunde die Demonstration herbeigeführt oder doch begünstigt.

Das große Publicum aber beschäftigt sich hier weit mehr mit seinen innern Angelegenheiten, als mit den auswärtigen Fragen und der höhern Politik. So hat denn der Besuch des französischen Prinzen den etwaigen französischen Gelüsten hier zu Lande keinen Vorschub geleistet. Bei dem Empfang auf der Eisenbahn ward ein eifriges Schweigen beobachtet. Eine alte Frau murmelte neben mir: der bringt gewiß die Millionen wieder, welche der andere weggenommen hat, weil ihm der Papst sonst nicht die Absolution ertheilen darf — wobei ich eines sehr verbreiteten Gerüchtes erwähnen will, dem zufolge Louis Napoleon die Rücknahme der famosen Confiscationsdecrete in Bezug auf die belgischen Prinzen dem Könige angeboten habe, von diesem jedoch mit Würde abschlägig beschieden worden sein. Der Widerspruch zwischen dem bisherigen Verfahren gegen Belgien und seine Freiheiten und dem jetzigen gezwungenen Besuch frappirte die Menge und ließ sie sich zu der Erwägung des politischen Vortheils nicht erheben. Auf der Straße wurde der Prinz kaum begrüßt. In der königlichen Loge des Theaters erschien zuerst die Herzogin von Brabant und es kam ihr ein kräftiger Applaus entgegen. Als aber dann der Herzog mit dem Prinzen Napoleon vortrat, lagerte sich eine unheimliche Stille über das Haus . . .

Die politischen Kreise waren natürlich weit entfernt, diese Haltung des Volkes zu billigen. Der Nutzen des Besuches sprang in die Augen und wer sonst wußte, was in Europa vorging und was durch die Zusammenkunft bezweckt wurde, konnte mit der letzteren nur einverstanden sein. In dem auffälligen Umstande freilich, daß der Prinz Napoleon nach der Gewohnheit seiner Familie den Truppen, welche er in der Kaserne besucht hatte, Geld anbot und sich ihrem Refüs und der Bitte aussetzte, dasselbe den Armen zu überweisen — in diesem auffälligen Umstand erkannten freilich auch die Anhänger der englisch-französischen Allianz einen ziemlich deutlichen bonapartistischen Zug. Aber im Ganzen war das politische Resultat der Visite ein günstiges. Die dadurch hervorgerufenen, zum Theil sehr feindlichen und in ihren Angriffen hoch hinauf zielenden Broschüren sind nur durch das Ungeschick der französischen Federn hervorgerufen worden, welche das Zusammengehen des westlichen Europas behufs gemeinschaftlicher Zwecke, wie gewöhnlich, für ihre bonapartistischen Privatinteressen ausbeuten wollten. Der Versuch einer ähnlichen Action wird stets dieselbe Reaction hervorrufen. Wir haben eine unüberwindliche Abneigung gegen Rußland und das russische Sakalenthum aller Schattirungen. Wir sind aber nicht gemeint, uns Frankreich in die Arme zu werfen und der Farbenstreit um die russische oder bonapartistische Livree läßt uns gleichgiltig.

**Hamburg**, den 14. Februar. Ich berichtete Ihnen neulich von den Anfängen unserer transatlantischen Damfsschiffahrt, vielleicht ist es von Interesse, auf die zahlreichen Verbindungen, die bereits durch Segelpackete mit transatlantischen Ländern bestehen, ein Auge zu werfen. Concurrirend mit der hamburg-amerikanischen Packetfahractiengesellschaft fahren 7 Schiffe des thätigen Rheders Herrn Sloman am 1. und 15. jedes Monats nach Neuyork, derselbe unterhält durch 4 Packete die directe Verbindung mit Quebek, durch 2 mit Neuorleans und Texas. Nach Rio Janeiro segelt jeden Monat ein Schiff der hamburg-brasilianischen Packetfahrtschiffahrtsgesellschaft. Die wichtigsten Häfen der südamerikanischen Westküste Valdivia und Valparaiso werden wie Australien durch 2 concurrirende Unternehmungen mit Hamburg verbunden, die Herren J. C. Godesfroy u. Sohn lassen über diese Häfen nach Port Adelaide, Melbourne und Sidney 28 Schiffe fahren, nach Valparaiso und Valdivia gehen 5 Packete der Herren D. F. Weber u. Comp., nach Sidney und Melbourne 5 von Ross, Vidal u. Comp. Bei einer so weiten und festen Basis der transatlantischen Verbindungen läßt sich sicher hoffen, daß die neue Unternehmung großer Schraubendampfer nicht auf die Vermittelung des Verkehrs zwischen Hamburg und Neuyork beschränkt bleiben wird; ein neues Feld öffnet sich der deutschen Rhederei, wenn der Antrag des englischen Handelsamtes angenommen wird, die Küstenschiffahrt frei zu geben, wozu bekanntlich auch die Fahrt zwischen England und den Colonien gehört. Vielleicht wird dies den Vereinigten Staaten ein Beispiel sein, auch ihre Beschränkung der Küstenverbindungen auf die nationale Flagge aufzuheben, und wir werden dann mit den beiden Staaten, deren Handelsmarine der deutschen noch überlegen ist, in ganz freien Wettbewerb treten können.

**Pariser Brief.** — Es hat die französische Regierung in jüngster Zeit eine Vorliebe für die Oeffentlichkeit bewiesen, die allein genügt, die Situation zu charakterisiren, in der wir uns befinden. Wenn absolute Herrscher an die öffentliche Meinung appelliren, ist das immer ein Vorgänger großer Ereignisse. Die Kundmachung des kaiserlichen Briefes an den Zaren beweist also schon an und für sich, wie entschieden die Sache der Friedenspartei verloren ist. Der Brief selbst, der dem Anscheine nach ein letzter Friedensversuch sein soll, ist vollends das kriegerischste Document, das bisher in der orientalischen Frage veröffentlicht worden. Napoleon III. weist dem Zaren in einem bündigen Resumé alles Unrecht nach, das er begangen, und beschließt mit einer Berufung auf ein Programm, das der Zar offenbar als Bedingung seiner Anerkennung der neuen Dynastie dem kaum gewählten Kaiser von Frankreich vorgeschrieben hatte. Liebe des Friedens und Achtung der Verträge verlangt der Zar von dem gesürchteten Eroberer in spe, und dieser konnte in diesem Augenblicke keine schneidendere Ironie finden, als dieses Citat von seinem bon ami. Die zwischeneingeschalteten Friedensverträge, welche Napoleons Brief als rien de plus simple betrachtet, müssen durch das, was vorhergeht und was folgt, nothwendigerweise aufgehoben werden. Wir können daher nicht begreifen, wie die Times in der Veröffentlichung des Briefes das Bestreben zu finden glaubte, das Vorhandensein der letzten Friedenshoffnungen dem Kaiser Napoleon III. zu vindiciren. Wir können nicht denken, daß Louis Napoleon mit diesem Briefe den Sinn des Zaren zu wenden hoffte — das scheint uns eine Absurdität nach allem, was über die Haltung der französischen Regierung seit Menschikoffs Abreise aus Konstantinopel bekannt geworden. Wenn dieses wirklich die Absicht des Kaisers gewesen wäre,

dann hat das englische Journal allerdings recht, nicht die gewöhnliche Geschicklichkeit Louis Napoleons in diesem eigenthümlichen Actenstücke zu erkennen. Die Börse, auf welche hiesige Politiker die Veröffentlichung des Briefes berechnet glauben, war auch dieser Meinung, und die Papiere fielen an jenem Tage beträchtlich genug. Auf die Franzosen, deren Urtheil nicht von Börseninteressen bestimmt wird, hat der Brief einen entschieden günstigen Eindruck gemacht, und in den Kasernen, wo er angeschlagen wurde, ist er gleichfalls beifällig aufgenommen worden. Als Manifest hat dieses Schreiben also seinen Zweck erreicht und der Kaiser wird sich hiermit über die Ausfälle des Cityblattes trösten, wenn auch mancher Vorwurf desselben vollkommen begründet ist. Man muß dem englischen Blatte beistimmen, wenn es eine Unschicklichkeit darin sieht, daß sich Louis Napoleon auf seine Uebereinstimmung mit der Königin Victoria beruft, da dies eine Verkennung der Stellung der constitutionellen Monarchin ist. Allein in Frankreich hat niemand daran gedacht, und da der Artikel der Times nicht übersetzt werden durfte, ist das Land ganz unter dem Einflusse seiner eigenen Eindrücke geblieben. Die plötzliche Beredtheit unserer officiellen Journale neben der nothgedrungenen Schweigsamkeit der übrigen öffentlichen Organe mag nicht wenig beigetragen haben zu der mächtigen Wirkung, welche dieses ins Gewand eines freundschaftlichen Privatbriefes gekleidete Ultimatum hervorgebracht hat.

Und doch können wir nicht umhin, des Unterschiedes zu gedenken, welcher zwischen dem Enthusiasmus in England und den Kundgebungen in der französischen Gesellschaft aller Classen herrscht. Dieser Unterschied spricht mit großer Beredtheit die Gefühle und Gesinnungen aus, welche seit dem zweiten December im Herzen und im Geiste des Landes leben. Während die Engländer sich ganz ihrer Begeisterung für die Türken und ihrem Haffe gegen Rußland hingeben und ihre freudige Zufriedenheit mit der Aussicht auf den Krieg gegen den Erbfeind der europäischen Freiheit überall aussprechen, gibt sich in Frankreich ein Zwiespalt der Empfindungen kund, der beweist, daß eine Nation, wie die französische, zwar in einem Augenblicke der Entmannung das Unglaublichste sich gefallen lassen mag, aber daß sie ihrer Würde nicht entsagen kann, trotz aller Demüthigungen, die sie über sich ergehen läßt. Man kann nicht leugnen, daß seit Napoleon I. die französische Regierung nicht mit solcher Entschiedenheit die unabhängige Stellung Frankreichs zum Auslande zu wahren oder, wie man hier sich ausdrückt, die dreifarbige Fahne emporzuhalten suchte, und doch ist nirgend rechte Befriedigung zu entdecken. Man ist zufrieden damit, daß das Land seiner Aufgabe nicht entfremdet wird, aber nirgends ist eine Spur von jenem Enthusiasmus zu finden, der bei gleicher Veranlassung unter Ludwig Philipps Regierung das ganze Land entflammt hätte. Die Zufriedenheit wird durch einen bitteren Beigeschmack von Beschämung verbittert. Die Aussicht in die Zukunft verleidet den Gebildeteren jeder Classe den Genuß der gegenwärtigen Kraftäußerung. Man lobt die Regierung für ihre Haltung, man billigt allgemein ihr Benehmen, aber man ist unzufrieden darüber, daß man diese Regierung billigen, daß man sie loben muß. Auch die Aussicht auf eine frische Lorbeerernte, die Hoffnung auf neue Glorie, genügt nicht, die bitteren Erinnerungen, die Gestalten kurz vergangener Zeiten zurückzudrängen; es wird erst ganz überwältigender Thaten bedürfen, um das Land hinzureißen, und unsere scheidenden Soldaten werden anfänglich kaum so zudringlichen Liebkosungen ausgesetzt sein, wie die Landesvertheidiger der kampflustigen Briten. Die Regierung fühlt auch, wo es fehlt, und sie sucht in

den Provinzen, wo sie weniger Rücksichten beobachtet, in den ministeriellen Blättern durch Anspielung auf alte Lieblingsideen zu begeistern. Die Provinzialblätter ziehen jetzt gegen die Kosacken los und brechen tapfer Lanzen für die unterdrückten Nationalitäten, wie im Jahre 1851 traurigen Andenkens gegen die Demagogen oder wie die Oppositionsjournale in den dreißiger Jahren für dieselben Ideen gekämpft haben. Dieser Seelenkampf, dieser Zwiespalt, der sich überall ausspricht, wo man die bevorstehenden Ereignisse erörtert, ist unserer Meinung nach das merkwürdigste und bezeichnendste Product, das die neuen Zustände hervorgebracht haben. Das gibt viel zu denken nicht nur dem Beobachter, sondern auch der Regierung. Daß diese nun auf den Krieg und auf nichts Anderes, als auf den Krieg gefaßt ist, das geht unter anderem auch aus der eben erwähnten Bearbeitung der Provinzialjournale hervor, und man erwartet hier jeden Tag ein officielles Manifest, das den bevorstehenden Krieg dem Lande ankündigt. Man sagt, der Kaiser werde der Nation darin nochmals seine Bemühungen zur Erhaltung des Friedens zu Gemüthe führen und zugleich Europa beruhigen, indem er den Gedanken an Eroberungen und Revolutionen von vornherein desavouirt. So was läßt sich in einem Manifeste leicht behaupten und auch in gutem Glauben, aber wer kann ermessen, was ein solcher Krieg in seinem Schoße trägt? Und was hätte denn eine so gewaltige Kräfteanstrengung, ein solcher Aufwand an Menschen und sonstigem Capital für einen Sinn, wenn man auf eine zeitweilige Demüthigung Rußlands sich beschränkte? Nach Rom führen alle Wege, aber heraus führt keiner.

Außer der orientalischen Frage hat diese Woche nur der Stern des Nordens, die Oper Meyerbeers, die Aufmerksamkeit der Pariser Gesellschaft in höherem Maße in Anspruch genommen. Die patriotische Censur wollte ihn des russischen Librettos wegen, in welchem Peter der Große eine vortheilhafte Rolle spielt, nicht zur Aufführung kommen lassen, aber der Kaiser ließ dem Zar in der Oper um Meyerbeers willen Gnade angedeihen. Er mochte sich denken, wer aus Meyerbeerscher Musik russischen Patriotismus schöpft und wer Scribische Librettos versteht, der kann dem Staat nicht gar zu gefährlich werden, und Meyerbeer feierte wieder einen im Schweisse seines Angesichtes erkaufte Triumph. Ich berichte weder als Augen-, noch als musikalischer Ohrenzeuge, was ich Ihnen von Meyerbeers Nordstern mittheile, habe ich vom Hören, aber von allerdings competenten Ohrenzeugen. Der Text soll fade sein und langweilig, die Musik viel schöne Nummern enthalten, unter denen die aus Vielka entlehnten besonders angesprochen haben. Der Zudrang war ungeheuer, und man bezahlte eine Loge mit vierhundert Franken und einen Sperrstz mit fünfzig bis hundert Franken. Die Wuth für solche erste Vorstellungen ist hier ganz außerordentlich und es ist ein gewisser Eiz in der Gesellschaft, sagen zu können, man sei dagewesen. Für einen Fremden, der einen kundigen Cicero mit sich hat, muß es allerdings anziehend sein, die Celebritäten und Illustrationen jeder Art versammelt zu sehen. Die ersten Vorstellungen sind fast die einzige Gelegenheit, die merkwürdigen Persönlichkeiten von Paris beisammen zu sehen, da die politischen Spaltungen den französischen Salon in seiner frühern kosmopolitischen Bedeutung getödtet haben. Ihr Berichterstatter gesteht gern seine Gleichgiltigkeit für diese Gourmandise der Pariser Fashion, und er hat sich die Dankbarkeit schon mancher neugierigen Seele für seine lebenswürdige Abtretung dieses juris primae noctis erworben, das den Feudalitätsrittern der Kritik wol länger bleiben wird, als den polnischen Edelleuten das ihrige.

Ich hätte Ihnen gern über den boulevardirten Juden Shylok von Ferdinand Dugué gesprochen, aber es fehlt Einem die nöthige Ruhe zu ähnlichen Arbeiten. Die orientalische Frage hat jedes andere Interesse verdrängt, weil sie jedes andere Interesse in sich schließt. Mag es denn genügen, blos zu erwähnen, daß Ferdinand Dugué aus dem Kaufmann einen ermordet geglaubten Sohn des Juden gemacht, der also in sein eigenes Fleisch schneidet. Portia, Jessica, Lorenzo, Lancelot Gobbo sind unterdrückt worden. Dugué hat zum Tausche eine venetianische Buhlerin und die Tochter des Dogen als Vertreterin des weiblichen Elements aufgenommen. Antonio unterschreibt den Schuldbrief auch nicht aus Freundschaft für Bassanio, sondern um einen Lieblings schmuck der ruinirten Dogentochter zurückzukaufen. Diese ist ruinirt genug, um dem Kaufmannssohne ihre Hand zu reichen. Shylok ist eben im Begriffe, seinem Sohne ein Pfund Fleisch aus der Brust zu schneiden, als er von Bassanio (ich behalte die bekannten Namen bei) die Nachricht erhält, daß sein geraubter und ermordet geglaubter Sohn der junge Kaufmann wäre. Shylok will ihm um den Hals fallen, aber der mit seiner Tochter hereintretende Doge bringt ihn zu sich. Er verschweigt das Geheimniß, damit sein Sohn nicht um den Besitz der Geliebten komme. Dieser Shylok erinnerte mich an jenen Diener, den man um den Korporal Franz Wagner ausgeschiedt, und der mit der Nachricht zurückkam, daß er den Gesuchten allerdings gefunden, zwar nicht in der angegebenen Straße, sondern in der andern, auch hieße er nicht Wagner, sondern Müller, und sei auch kein Korporal, sondern eine Hebamme. Ferdinand Dugué ist kein Schriftsteller, dem man ein Verbrechen daraus machen darf, unsterbliche Gestalten eines Shakespeares zu verunstalten. Mit einem solchen Fabrikanten läßt sich nicht rechten — wir können ihm das Vächerliche seiner Humanitätsprincipien, so spießbürgerlich auf die Kunst angewandt, nicht vorhalten, wir können einem Boulevarddichter von Dugués Stärke nicht begreiflich machen, daß Shakespeare seine Zeit geschildert, und daß der unnatürliche Haß Shyloks selbstverständlich auch nur das Product von noch unnatürlicheren Mißhandlungen sein könne, wir würden Herrn Dugué niemals beizubringen im Stande sein, daß er nicht erst der sentimentalen, ganz unkünstlerischen Hilfsmittel wie das entführte einzige Kind bedarf, um den Haß Shyloks menschlich zu motiviren, und daß Shakespeare auch ohne Mordscene und Tableau fertig geworden, wir erinnern ihn nicht an die Verse:

Stets trug ichs mit geduld'gem Achselzucken,  
Denn Dulden ist das Erbtheil unsres Stammes u. s. w.

Wir haben es gar nicht mit Dugué zu thun — aber empörend ist es, daß in der ganzen Kritik sich keine Stimme erhebt gegen solche Schändung eines großen Kunstwerkes. Traurig ist es, daß noch keine einzige Uebersetzung Shakespeares existirt. Wir sind fest überzeugt, daß eine einfache Uebertragung, und wenn auch nur eine in Prosa gehaltene treue Uebersetzung, auch aufs Boulevardpublicum von weit größerer Wirkung wäre, als dieses gemeine Nachwerk. Shakespeare zeichnet aber aus, daß er auf die Massen ebenso wirkt, wie er den Geist der Gebildeten und das Herz der Gefühlvollen erhebt. Alexander Dumas war der erste, der in seinem „Mousquetaire“ diesem Shylok entgegenjubelt. Er hat natürlich alles zu gewinnen dabei, daß man den englischen Shakespeare durch Dugué kennen lernt, denn dann läßt sich seine Prätenstion, der französische zu sein, leichter verstehen.

### Aus Berlin. Die deutschen Großmächte und ihre Politik. —

Während der Brief Louis Napoleons vielfach durch die Presse commentirt wurde, wird Ihren Lesern neu sein, daß auch die Königin von England in einfachen und herzlichen Worten an den Kaiser von Rußland geschrieben hat, auch sie hat in höflicher Form eine ablehnende Antwort erhalten, welche deshalb merkwürdig ist, weil der Kaiser darin das Bedürfnis zu fühlen scheint, sein Thun zu entschuldigen. So sucht er die Besetzung der Fürstenthümer durch folgende Wendung zu rechtfertigen, „er hätte im andern Fall befürchten müssen, die Türken wären ihm damit zuvorgekommen“!! — Das Schreiben der Königin Victoria sollte nicht die Bedeutung eines Manifests haben, es war ein Privatbrief, wie ihn eine Fürstin, eine klare, wohlwollende Frau, an einen früheren Bekannten ihres Hauses schreibt, mit dem sie eine Reihe von Jahren durch gelegentliche kleine Aufmerksamkeiten und ein ehrliches Gefühl menschlicher Achtung zwar nicht näher, aber doch so verbunden war, wie große Souveräne in langer Friedenszeit einander verbunden werden. Der Brief will keine politische Bedeutung haben, er gehört so wenig wie die Antwort des Kaisers der Oeffentlichkeit an, und darf hier nur deshalb erwähnt werden, weil er zeigt, wie sehr in dieser verhängnißvollen Zeit überall auch auf den Thronen die Situation das Gemüth erfaßt und die Herzen bewegt. Diese Briefe der Souveräne aneinander in der bangen Windstille, welche dem Kriegssturm vorhergeht, sind auch ein eigenthümliches Moment in der Vorgeschichte des großen, europäischen Krieges, der jetzt zu beginnen scheint.

Für uns Deutsche waren die letzten Wochen voll erster Spannung, die Stimmung an den Höfen von Berlin und Wien wurde durch die Presse mit einem Eifer besprochen und diviniert, welcher zeigt, wie allgemein das Gefühl ist, daß auch für die deutsche Zukunft der gegenwärtige Kampf von entscheidender Bedeutung wird.

Schon ist an der Entscheidung, der wichtigsten für uns, nicht mehr zu zweifeln. Und das Resultat, welches mit lebhafter Freude von der ganzen Nation aufgenommen wurde, heißt für uns Befreiung von der Suprematie Rußlands, Einlenken in die Bahnen einer selbstständigen deutschen Politik. In diesem Wort ist weit mehr enthalten als eine bloße Schwenkung in der auswärtigen Politik der beiden Großmächte. Es liegt darin die Rückkehr auch für die innern Verhältnisse zu einer nationalen Regierung. — —

Nicht ganz gleich war die Stellung der beiden deutschen Großmächte zu der orientalischen Frage. Beide haben ihre Ursache, die Erhaltung des Friedens lebhaft zu wünschen, in beiden ist die Ueberzeugung lebendig, daß er nur zu erhalten oder wiederherzustellen ist durch ihr Abwenden von Rußland, ja durch offene Parteinahme für die Westmächte. Für Oestreich aber scheint mehr auf dem Spiele zu stehen als für Preußen und die Frontveränderung ist deshalb dort plötzlicher und auffälliger eingetreten. Während man in Wien seither in Rußland das conservative und absolute Princip verehrte, während ein großes persönliches Vertrauen, ja Freundschaft und Bewunderung für die Person des Kaisers bestand, während die Dankbarkeit für geleistete Dienste fesselte und während man früher auch wol gern an das Recht Rußlands glaubte, den Türken zu imponiren, weil man dies Recht selbst in Anspruch zu nehmen geneigt war, haben jetzt in den höchsten Kreisen die entgegengesetzten Ansichten Platz gegriffen, die maßlosen Vergrößerungspläne Rußlands sind plötzlich enthüllt, Serbien und die Donauposition Oestreichs sind bedroht, die Südslawen in gefährlicher Weise aufgereizt, die Handels-

interessen Oestreichs schwer verletzt, alte Versprechungen scheinen nicht gehalten, der Respekt vor der russischen Uebermacht ist geschwunden. Dazu kommt in der Armee noch die Eifersucht von Ungarn her, ferner die Rücksicht auf die politische Lage Oestreichs, die Sorge: wer mit Rußland geht, habe das ganze übrige Europa gegen sich, zunächst Preußen, welches stolz verweigert hat, sich durch eine Neutralitätserklärung an Oestreich zu binden; ferner Sardinien im Bunde mit Frankreich rüstend, die Schweiz feindlich gesinnt, in Italien die Möglichkeit eines Aufstands im Frühjahr, in der Wojwodina und Kroatien russische Agenten, endlich die eigene Finanznoth, welche die Lage Oestreichs in einem Kampfe für Rußland verzweifelt zu machen droht, das alles hat in Wien den großen Umschwung hervorgebracht. Der intelligente Theil der österreichischen Diplomatie hat sich bald zurechtgefunden, Fürst Metternich selbst soll den Rath gegeben haben sich gegen Rußland zu erklären, Bruck hat von Konstantinopel aus eifrig in diesem Sinne gepredigt, der Kaiser Franz Joseph hat nach innerem Kampfe diesen Uebergang für nothwendig erklärt. Das Publicum in Oestreich wünscht lebhaft den Frieden und freut sich daher dieser Veränderung in der Politik, allgemein lebt die Ueberzeugung, daß Oestreichs Sterne am europäischen Himmel aufsteigen, sobald die von Rußland hinabsinken. Und da Oestreich durch seine Lage noch weniger als Preußen in der Möglichkeit ist, eine Politik des Abwartens einzuschlagen, so hat man sich mit der dem österreichischen Cabinet eigenen Gewandtheit schnell in das Unvermeidliche geschickt. Die Besprechung der orientalischen Frage in der Presse ist bis zu einem Grade freigegeben, der seither in Oestreich unerhört war, ein Observationscorps ist an der türkischen Grenze zusammengezogen, nach Privatnachrichten doppelt so stark, als die ersten officiellen Angaben annehmen ließen. In der Stille wird gerüstet, die Bataillone werden auf Kriegsfuß gesetzt, neue Generale ernannt, denn in Serbien wird die Gefahr drohend und jede Woche kann Nachrichten bringen, welche eine Unterstützung der nicht russischen Partei und des regierenden Fürsten Kara Georgewie nothwendig machen.

Anders ist die Stellung Preußens. Eine alte Bundesgenossenschaft in außerordentlicher Zeit geschlossen, durch Schlachtenlärm und Siegesfanfare geweiht, hat fast dreißig Jahre Preußen auf Rußlands Seite erhalten. Die Erinnerung an gemeinsam bestandene Gefahren und die gemüthvolle Treue des Herzens, welche die Könige der Hohenzollern den nahen Verwandten bewahrten, haben diese Verbindung fest erhalten trotz allem, was Rußland in dieser Zeit begangen, um Preußen weh zu thun. Nie ist ein Parteitruß leichtsinniger und mehr gegen die Geschichte erschollen, als der jener neupreußischen Partei: der treueste Freund Preußens sei Rußland. Es war eine punische Treue, welche Rußland von je gegen Preußen bewiesen hat, außer da wo es sein größter Nutzen war mit Preußen zu gehn. Unvergessen ist Rußlands Freundschaft in den Jahren 1805, 1806 u. 1807 bis zu den Tagen, wo Kaiser Alexander in phantastischer Freundschaft gegen Napoleon über den geradlinigen König von Preußen die Achseln zuckte, das preußische Bialystok für sich nahm und die Phrase Napoleons mit Wohlgefallen hörte: „Aus Freundschaft für den Kaiser von Rußland sei Preußen nicht vernichtet worden.“ Unvergessen sind auch die zahllosen Zurücksetzungen und Demüthigungen, welche die preußischen Sieger in den Freiheitskriegen von ihren eigennütigen Bundesgenossen erfahren mußten. Preußische Feldherrn und preußische Truppen haben fast alle glorreichen Schlachten dieser Jahre entschieden, oft wurde der Sieg durch den Ungehorsam oder die Unfähigkeit der russischen Bun-

desgenossen verkümmert, nie mit Nachdruck gegen den Uebermuth protestirt, mit dem sich der Russe den Löwenantheil an den Erfolgen zuschrieb, welche unsere Generale und die begeisterte preussische Tapferkeit gewonnen. Seit der Zeit aber hat sich Rußlands Freundschaft für Preußen dauernd erwiesen, bei den Friedensverhandlungen von 1814 und 15, in dem berühmten Memoire des Fürsten Stourdza, in dem russisch-französischen Vertrag des Jahres 1819 über die Theilung Deutschlands, dann in der unerhörten Absperrung seiner Grenzen, welche Industrie und Wohlstand der preussischen Provinzen auf Jahrzehnte gefährlich lähmte und bis auf die neueste Zeit in einer Weise verschärft wurde, welche jedem andern Staat gegenüber alle freundschaftlichen Beziehungen unmöglich gemacht hätte. Und als unter dem jetzt regierenden König von Preußen der Staat durch eine mehr nationale Politik in seiner Entwicklung fortgeführt werden sollte, da war es Rußland, welches schon zur Zeit des vereinigten Landtages mit Mißtrauen den patriotischen Intentionen des Königs entgegenarbeitete und im Jahr 1848 in fast offener Feindseligkeit gegen den König und Preußen sich rüstete. Sein lähmender Einfluß auf die innere Entwicklung Deutschlands hatte die Demokratie des tollen Jahres möglich gemacht und als der Schaden, den sein Einfluß, seine Rathschläge, sein Drängen möglich gemacht hatten, in Preußen ausgebrochen war, da betrachtete es den Staat wie einen ruinirten Gegner, als eine Beute in naher Zukunft. Seine Drohungen zwangen Preußen, welches damals von dem übelberathenen England verlassen, in schwerem innern Ringen ermattet, außer Stande war, der Feindschaft des übrigen Europas allein zu widerstehen, die deutschen Herzogthümer und ihr gutes Recht aufzugeben. Und darauf folgte die Drohung Rußlands im Jahre 1850, Preußen bis zur Weichsel zu besetzen, wenn man zu Berlin nicht den Forderungen des Fürsten Schwarzenberg nachgebe. Das hat die Tage von Olmütz und Warschau, den Tod des Grafen Brandenburg, die peinlichen Reisen des Königs und des Prinzen von Preußen nach Warschau und alle die bitteren und traurigen Empfindungen verursacht, an welche jeder Preuße von Ehre noch jetzt mit Ingrimm zurückdenkt. Die Gefühle und Schmerzen der Könige bleiben oft dem Volke Geheimniß, aber daß der feinfühlende und hochsinnige Fürst, welcher das preussische Volk beherrscht, in diesen Jahren herznagender Sorgen das Gefühl erhalten hat, wie er den größten Theil davon der Freundschaft des russischen Nachbarn verdankt, das ist seinem Volke doch kein Geheimniß geblieben. Und doch — trotz allen diesen Erfahrungen hielt das Herkommen und die persönlichen Familienbeziehungen, jene zahlreichen kleinen Fäden, welche in einem Menschenalter sich zwischen zwei verwandten Höfen hin und herziehen, das Gemüth des Herrn noch fest, nicht an der russischen Freundschaft, aber an der Person und Familie des Kaisers. Da kam der Uebermuth, die Verblendung des türkischen Angriffes. Ein gewaltthätiges Wesen, lange hinter dem Schein kalter Mäßigkeit verhüllt, brach plötzlich verlegend hervor. Jetzt, als die Folgen eines ungerecht begonnenen Krieges auf Rußland zurückfielen, als die auffallende Schwäche seiner Kriegskraft bereits an der Donau sichtbar geworden war, da noch forderte es wie eine Pflicht von Preußen eine selbstmörderische Bundesgenossenschaft und erbot sich übermüthig Preußen als seinen Genossen zu schützen, bis zum Rhein, bis zur Elbe, in einem Augenblick, wo es selbst fast des Schutzes an der Donau bedürftig geworden war.

Mit ruhiger Entschiedenheit sind die unwürdigen Verträge, welche es anbot, zurückgewiesen worden. Die preussische Regierung will den Frieden Europas und den Frieden für den eigenen Staat; mit Rußland gehn, heißt einen vernichtenden Krieg über

Deutschland und Europa herüberführen. Gegen Rußland mit aller Entschiedenheit auftreten, heißt jetzt nicht nur den gestörten Frieden wiedergewinnen, es bedeutet den Preußen auch für die eigene Existenz auftreten. Denn nächst Constantinopel sind die Mündungen der Weichsel und die preussische Ostseeküste das wichtigste, was Rußland zu seiner Arrondirung bedarf. Nicht erst im Jahre 1850 hat es sein Begehren darnach zu erkennen gegeben.

Es ist schon jetzt sichtbar, daß die freie Neutralität Preußen nichts Anderes sein kann, als die Vorbereitung zur Theilnahme an dem großen Kampf, der von allen Seiten gegen Rußland geführt wird, um den europäischen Frieden zu sichern. Wenn im Anfang März die englische Flotte in die Ostsee einläuft und die Küsten Preußens beherrscht, wenn ganz Europa durch große Bündnisse der einzelnen Staaten in eine bestimmte Politik fortgezogen wird, kann Preußen nicht allein, isolirt, ein unthätiger Zuschauer von Begebenheiten bleiben, welche selbst wider den Willen der kriegführenden Mächte das Aussehn Europas um so mehr verändern werden, je weniger einmüthige Entschlossenheit die einzelnen Regierungen zeigen, gegen den Uebermuth der einen Macht aufzutreten.

Je schneller und energischer Preußen im Verein mit den Westmächten gegen Rußland rüstet, desto eher ist es möglich, Rußland zu zwingen und den Frieden in dem übrigen Europa zu erhalten. In der Türkei, in Oestreich, in Italien und auf der pyrenäischen Halbinsel ist soviel Bündstoff verborgen, daß sich gar nicht absehen läßt, wohin ein durch mehre Jahre verlängerter Kriegszustand führen wird. Das schnelle Zusammenwirken aller großen Mächte Europas kann uns den Frieden vielleicht in einem Feldzuge schaffen. Wer den schlechten Willen hat, Preußen zu Rußland herüberzuziehen, der beabsichtigt eine Verlängerung des Kriegszustandes für Europa, er setzt unsere Küsten, unsern aufblühenden Handel, den Wohlstand unserer Grundbesitzer den Gefahren eines mehrjährigen Krieges aus, der im preussischen Gebiet ausgefochten werden müßte. Er löst Preußen auf immer von dem übrigen Deutschland und fordert seinen materiellen und politischen Ruin. Glücklicherweise sind es nur einzelne Verblendete oder Verräther in Preußen, welche diese Partei des Verderbens repräsentiren.

Eine kräftige Erhebung und ein kurzer Kampf mit einem guten Frieden, oder ein langer tödlicher Krieg ohne Ehre, ohne Hoffnung, ohne Frieden, das ist auch für Preußen die Wahl.

**Literatur.** Reden von Thomas Babington Macaulay, nach der vom Verfasser selbstbesorgten Ausgabe, übersetzt von Friedrich Steger. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. — Macaulay ist mit einer gewissen Scheu daran gegangen, seine parlamentarischen Reden herauszugeben. Die Veranlassung war ein unberechtigter und durchaus verfälschter Abdruck derselben, den ein gewinnlüstiger Buchhändler veranstaltete, und dem er eine authentische Ausgabe entgegenstellen mußte, um nicht dem Publicum in einem falschen Lichte zu erscheinen. Seine Bedenken beruhten vorzugsweise darauf, daß in diesem bald ein Vierteljahrhundert umfassenden Zeitraum manche Polemik wieder aufgenommen werden mußte, die jetzt nicht mehr an der Zeit ist, daß manche Personen, denen Macaulay damals sehr scharf und entschieden gegenüberzutreten mußte, sich später der Welt in einem günstigeren Lichte dargestellt haben, so namentlich Sir Robert Peel. An eine Milderung der Ausdrücke war aber nicht zu denken, weil die Reden sonst den

Charakter verloren hätten, der sie zu historischen Documenten stempelt. — Ein anderes Bedenken dagegen, das es wol manchem berühmten Parlamentsredner wenig wünschenswerth machen wird, alles, was er einmal während seiner öffentlichen Laufbahn gesagt, zusammengestellt zu sehen, konnte bei Macaulay nicht eintreten. Es begegnet freilich auch dem besonnensten und einsichtsvollen Staatsmann, daß er nicht bloß in Nebendingen, sondern zuweilen in Fragen, die mit dem Kern des Staatslebens zusammenhängen, seine Meinung ändert oder daß er sich auch gradezu in der Aufwallung des Augenblicks zu Behauptungen hinreißen läßt, die er später gern zurücknehmen möchte. Das könnte man von den historischen Aufsätzen des großen Geschichtschreibers eher behaupten, als von seinen Reden. Nicht in den Principien, aber in den Urtheilen über bekannte Ereignisse und Persönlichkeiten in den „Versuchen“ seiner Jugend ist manches sehr scharf und energisch ausgedrückt, was in der ruhigen Ueberlegung seines Alters doch in einem andern Lichte erscheint. In den parlamentarischen Reden dagegen ist das fast gar nicht der Fall. Man kann sie von Anfang bis zu Ende als ein auf die wechselnden Verhältnisse der Gegenwart angewandtes, aber in seinen Principien von vornherein fest begründetes Lehrbuch der Politik auffassen. Freilich trägt die Art und Weise seiner Redekunst wesentlich dazu bei. Bei weitem die meisten seiner Reden sind vorher sorgfältig ausgearbeitet, und was die classische Vollendung der Form, die Tiefe der Gedanken und die logische Durchsichtigkeit des Zusammenhangs betrifft, steht Macaulay unter den englischen Parlamentsrednern unbestritten als der erste da. Dagegen fehlt ihm etwas Anderes, was weit untergeordnetere Redner in weit höherem Maße besitzen, nämlich eine Lebendigkeit und Unmittelbarkeit des Vortrags, die das Gefühl und die Phantasie befißt und die daher eine augenblickliche Wirkung auf die Masse hervorbringt. Zum Theil liegt das an seinen äußerlichen Mitteln. Er ist von kleiner, unansehnlicher Gestalt, hat eine eintönige Stimme, eine unschöne Aussprache und redet dabei so schnell, daß kein Stenograph ihm folgen kann. Aber zum Theil liegt es auch grade in der sorgfältigen Durcharbeitung seiner Reden. Ein geistvoller Beurtheiler bemerkt darüber folgendes: „Obgleich Du ganz Staunen bist, obgleich der Redner Dich zu geistiger Anstrengung gezwungen, mächtig aufgeregt und vielleicht sogar überzeugt hat, so macht er doch auf Dein Gefühl keinen Eindruck und flößt Dir wol zu seinen Beweisgründen, aber nicht zu sich selbst Vertrauen ein. Und sonderbar, dies geschah vielleicht darum, weil seine Rede zu fehlerlos war. Macaulay entfaltet keine der gewöhnlichen Schwächen, die man selbst bei den größten Rednern findet. Er fordert durch kein Geständniß, daß er einer Schwierigkeit beegne, Dich auf, ihm zu helfen. Wie verschieden ist Lord John Russell! Er hat eine viel größere Verantwortlichkeit zu tragen, und doch wie oft scheint ihm ein Gedanke, ein Wort, ein Beispiel zu fehlen. Er macht Dich so zu sagen mit dem Geheimniß seiner Verlegenheit vertraut und so entsteht eine Art von Freundschaft. Du stehst, wie er sich zu seiner Rolle rüstet; er läßt Dich nicht vor dem Vorhange stehen, um Dich nachher mit seinem Geschemide und seinen schönen Federn zu blenden, und Du gewinnst daher Vertrauen zu ihm. Nicht so Macaulay. Er überrascht Dich, legt Deinen Geist in Bann, hält Dich aber zugleich in der Entfernung. Er wird im Rathe seiner Partei stets mächtig und einflußreich sein, aber einen Anhang im Lande erhält er nie.“) — Was nun diese

\*) Die Stelle ist aus dem Buch *Orators of the Age* von G. S. Francis. Soviel wir wissen, ist es noch nicht übersezt. Jene Stelle würde aber nach unserer Ansicht schon allein ein genügender Beleg sein, wie sehr es das verdient.

Sammlung für das deutsche Publicum interessant und werthvoll machen muß, ist nicht bloß das Interesse, das wir an jeder Geistesäußerung des großen Geschichtschreibers nehmen müssen, nicht bloß die historische Beziehung auf die großen Zeitfragen, die sich doch nicht bloß auf England beschränken, sondern vor allem folgendes. Wir gewinnen daraus einen neuen Beleg, wie der Charakter, die politische Einsicht und selbst die ästhetische Form durch das jetzt so häufig geschmähte und verspottete constitutionelle System veredelt werden. Jeder Engländer, der eine hervorragende Stellung einnimmt, ist mit seinem ganzen Leben, mit allem, was er thut und redet, der unbedingten Oeffentlichkeit preisgegeben, und zwar ist diese Oeffentlichkeit nicht wie in Amerika der Markt und das Gerücht der Menge, sondern sie wird zunächst ausgeübt in einer Versammlung ebenbürtiger Geister, in der jede Schwäche schonungslos durchschaut und aufgedeckt wird, in der aber auch jede Aeußerung der Größe und Kraft ihre Anerkennung findet. Dadurch kommt in das Verhalten solcher Männer ein Ernst, eine Würde und eine Gewissenhaftigkeit, die wir in den süßen Gewohnheiten unseres Privatlebens umsonst erstreben. Auch bei den besten Charakteren unseres Landes findet sich immer eine geheime Spur von Sentimentalität, ein Rest von Romantik, Laune und Caprice, die sich mit dem sonstigen Geist nicht vereinbaren läßt. Wir scheuen uns noch immer, nicht bloß in Beziehung auf unsere Privatverhältnisse, was ganz in der Ordnung wäre, sondern auch in Beziehung auf unsere der Oeffentlichkeit angehörigen Gedanken und Ueberzeugungen uns ganz so zu geben, wie wir sind. Daher jenes Unberechenbare, Springende, Unbegreifliche in der Handlungsweise unsrer besten Staatsmänner. Der Engländer, der eine Rolle spielen will, muß in jedem Augenblick mit seiner ganzen Persönlichkeit Feinden und Freunden gegenübertreten und dadurch gewinnt er zweierlei: einmal jene ruhige kaltblütige Ueberlegung, die keinem vorschnellen Gefühl Raum läßt, um dem Gegner keine Blöße zu geben, sodann aber auch jene ebenso kaltblütige Entschlossenheit, die das Ungewöhnlichste auszudrücken und festzuhalten wagt, weil man es gewohnt ist, Männern ins Auge zu sehen. Wir wollen z. B. an zwei preussische Staatsmänner erinnern, an die Herrn v. Radowiz und Manteuffel. Wie sehr wir auch im allgemeinen ihre politischen Gegner gewesen sind, wir werden nicht leugnen wollen, daß sie sehr große Verdienste besitzen. Wären sie nun von Anfang an dazu gezwungen gewesen, klar und unumwunden mit dem herauszugehen, was sie dachten und wollten, so würden sie nicht nur in objectiver Beziehung dadurch gefördert sein, weil ihre Ansichten sich durch die concrete Ausführung theils berichtigt, theils befestigt haben würden, sondern auch in subjectiver, sie würden eine freiere und unbefangene Selbstachtung gewonnen haben. Wenn man fortwährend an seine Autorität oder gar an die Gutmüthigkeit der Leute appelliren muß, an das Vertrauen u. s. w., so ist man zwar scheinbar in einer günstigeren Stellung, eigentlich ist es aber nur eine Brustwehr der Schwäche. — Wir sind in den letzten Tagen in der glücklichen Lage gewesen, die schlimmen Befürchtungen, die wir mit dem größern Theil der englischen Presse über die Politik der großbritannischen Regierung hegten, vollständig zurücknehmen zu können, und wir sind sehr zufrieden damit, denn ohne das wäre das letzte Bollwerk der europäischen Civilisation gefallen: aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß der Grund dieser neuen Wendung lediglich in dem Respect vor der Oeffentlichkeit liegt. Wäre England nicht ein parlamentarischer Staat, müßte nicht jeder Einzelne, der regierende Lord, wie der Krämer, die beide im Kriege nur verlieren können, sich dem Urtheil der öffentlichen Meinung aussetzen, so hätten wir in England ganz ähnliche Dinge erlebt, wie in den letzten Jahren in unserm lieben Deutschland. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.